

Umgang mit dem Fremden Perspektiven für Seelsorge und Beratung

Vortrag bei der Begegnungstagung im Haus Villigst, Schwerte, am 27.2.2009
Jürgen Ziemer, Leipzig

1. Das Fremde und die Fremden – phänomenologische Aspekte

1.1. Was ist gemeint, wenn wir vom „Fremden“ sprechen?

Natürlich hat jeder von uns eine Vorstellung davon, worum es geht. Konstruktiver Umgang mit dem Fremden gehört zur elementaren Lebenskompetenz des Menschen, von dem ersten Schrei des Säuglings an, der aus der Geborgenheit des Mutterleibs in die Fremde der Außenwelt entbunden wird. Ja, einem fremden Menschen begegnen zu können könnte man geradezu als einen „Testfall unserer Beziehungsfähigkeit“ (Herrmann Eberhardt, Pastorale Ethik, 1999, 156) ansehen. So gesehen, ist der „Umgang mit dem Fremden“ ein genereller Aspekt von Seelsorge und Beratung. Das Thema springt in vielen Fällen sofort ins Auge, manchmal freilich ruht es tief verborgen auf dem Grund der Spannungen und Konflikte, die Menschen beunruhigen.

Pragmatischen Sinn gewinnen solche allgemeinen Feststellungen allerdings nur, wenn es gelingt, genauer zu beschreiben, was das Fremde eigentlich ist und welche konkreten Herausforderungen sich mit ihm verbinden. Wir sehen uns schnell einer gewissen Unübersichtlichkeit gegenüber, wenn wir allein das Wort „fremd“ unter die Lupe nehmen. Die Themaformulierung verschleiert schon die erste Differenz. Geht es um „das“ Fremde oder um „den“ Fremden (im Sinne eines generalisierten Subjekts)? Geht es um „Fremde“ im Sinne von Ausländern oder im weiteren Sinne um die „Anderen“. Ein Blick auf Ihre workshop-Themen lässt eine Vielfalt erkennen von Bezugsebenen erkennen, die sich gerade in Beratungssituationen oft gar nicht voneinander trennen lassen.

Das deutsche Wort „fremd“ besitzt einen sehr weiten Bedeutungshorizont, im Gegensatz zu anderen Sprachen. Das hilft Beziehungen zu entdecken, kann aber auch Missverständnisse fördern.

Bernhard Waldenfels (Topographie, 20) unterscheidet drei Ebenen von Fremdsein: Erstens: was außerhalb des eigenen Bereiches vorkommt (externum, xenon, foreign); zweitens: was einem anderen gehört: (alienum, allotrion, alien); drittens: was von fremder Art ist (insolitum, xenon, strange). Es geht also um die Aspekte des Ortes, des Besitzes und der Art. Die Aspekte hängen zusammen und verschränken sich. Was fremder Art ist, kommt oft auch anderswo her. Der lokale Aspekt ist für Waldenfels der wichtigste: das Anderswoher des Fremden.

Was ist das Fremde, der /die Fremde? Wichtig ist: Das Fremde hat keinen eigenen Status (außer vielleicht in der Mythologie), ihm eignet kein eigenes Sein. Es ist eine Beziehungsaussage. Es geht nicht um das Fremde an sich, sondern um das Fremde bei mir, bei uns. „Ein Fremder ist nicht immer ein Fremder.“ (Karl Valentin) Ausländer sind nicht Fremde an sich, sondern bei uns, so wie wir Fremde sind, wenn wir uns in einem anderen Land aufhalten. Zusammenfasst diesen Aspekt des Fremden die schöne Formel des Soziologen Georg Simmel: „Der Fremde ist der Wanderer, der heute kommt und morgen bleibt.“ Der Fremde ist also auch nicht der Tourist, der eben mal durch unsere Stadt streicht, einen Dom besichtigt, in ein Restaurant einkehrt und dann wieder in seinen Reisebus steigt. Der Fremde ist der Gast, der bleibt – sei es gebeten oder ungebeten.

Er bleibt bei uns, d.h. er geht uns an. Und er bleibt bei uns als Fremder.

Was fremd ist, muss phänomenologisch auf zweifache Weise beschrieben werden:

Einmal: es ist zugänglich und zugleich – eben weil es fremd ist – unzugänglich. Waldenfels bringt es auf den Begriff: Die Zugänglichkeit des Fremden ist die „*Zugänglichkeit des Unzugänglichen*“ (Topographie, 26)

Zum anderen: Wo Fremde und Fremde mir begegnen, muss mich dazu verhalten. Es wird unweigerlich zu einem Bestandteil meiner Erfahrung.

Der, die, das Fremde *fordern mich heraus zur Antwort*, ob ich will oder nicht. auch die Verweigerung der Antwort ist eine Antwort.

Umgang mit dem Fremden heißt als: das Fremde als Fremdes wahrzunehmen und „Antwort“ zu geben.

1.2. Ambivalenzen des Fremden

Dem Fremden zu antworten ist nicht einfach. Fremdes kann in uns sehr widersprüchliche Reaktionen auslösen. Unsere antwortenden Gefühle lassen sich oft gar nicht exakt auf den Begriff bringen. Eine als „fremd“ attributierte Erfahrung löst bei dem einen vielleicht Neugier, bei dem anderen Angst und bei einem dritten gleichzeitig Angst und Neugier aus. Die ambivalente Empfindungen hängen mit der beschriebenen Grundambivalenz von Zugänglichkeit und Nichtzugänglichkeit oder (auf die Personen bezogen) Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zusammen. Wir versuchen sie zu beschreiben:

- *Fern und Nah*: „Fremd“ hängt sprachlich mit „from“ zusammen: Das Fremde kommt von woanders her und ist doch hier: der Gast, der bleibt (und sei es für die Stunde der Beratung); die Geschichte von Rache, Demütigung und Verstoßung, die aus einer andern Welt zu kommen scheint, und doch zugleich mit der anwesenden Erzählerin ganz nah. Ich muss mich dazu verhalten. In metaphorischer Weise ist diese Ambivalenz des „fern und nah“ von Franz Kafka dargestellt in seinem Roman „Das Schloss“ dargestellt: Der Landvermesser K., wird in das Schloss zur Dienstleistung gerufen. Er reist dorthin, wohnt in unmittelbarer Nähe des „Schlosses“ und erreicht es doch nie. Es bleibt fremd, und K. bleibt ein Fremder.
- *Eigenes und Fremdes*: Da ist etwas oder jemand, der zu uns gehört und zugleich nicht gehört. Es geht hier um Teilhabe (Inklusion). „Das ist nicht mehr mein Sohn, das hat er nicht von uns“ sagt die alte Frau beim Anblick ihres vom Alkohol gezeichneten Sohnes; aber dieser Fremde ist ihr Sohn. Während diese Mutter also in dem Zugehörigen nur noch den Fremden sieht, entdeckt Gregor Samsas Vater in Kafkas Erzählung „Die Verwandlung“ den völlig Fremdgewordenen als zugehörig, als Sohn. Freilich spürt man, wie schwer es ihm fällt: Er „schien sich ... daran erinnern zu haben, dass Gregor trotz seiner gegenwärtigen, traurigen und ekelhaften Gestalt, ein Familienmitglied war, das man nicht wie einen Feind behandeln durfte.“ Da wird die Ambivalenz angesprochen, die den Leser die ganze Erzählung lang emotional in Atem hält.
- *Drinnen und Draußen*: In seiner frühen Novelle „Der Fremde“ erzählt Albert Camus von einem jungen Mann: er begräbt seine Mutter, ohne um sie trauern zu können; er lässt sich von seiner Freundin lieben, ohne die Liebe zu erwidern; er tötet im Streit einen Araber, ohne Schuld zu empfinden. Er geht unberührt als ein Fremder durch die Welt. Die Welt, die Menschen um ihn sind ihm fremd. Aber er selber ist sich auch fremd; er erwartete sein Todesurteil gelassen; denn er weiß, „dass das Leben nicht lebenswert ist“. Drinnen und Draußen sind gleichermaßen von eiskalter Fremdheit

erfüllt. Psychoanalytisch wird diese Ambivalenz in dem Buch „Das Fremde in uns“ von Arno Gruen dargestellt. Er schreibt über die zerstörerischen Anteile in uns selbst: „Das Eigene wird als etwas Fremdes abgespalten“ und so zur Kraft, die töten kann. Es ist etwas Fremdes in mir, etwas von Anderswo her, das mich irritiert möglicherweise in eine Richtung lenkt, die ich eigentlich nicht will. Mit Freud zu reden: „Ich bin nicht Herr im eigenen Haus.“

- *Bedrohlich und Faszinierend*: Die Begeisterung vieler Menschen heute für Abenteuer, für Fantastisches und Mysteriöses rührt aus dieser Ambivalenz des Fremden: es reizt gerade, weil es so fremd ist und zugleich macht es Angst. Warum erlangen im Fernsehen so viele Kriminalfilme etc. eine so hohe Zuschauerquote? Faszination des „schönen Grauens“?

Solche Ambivalenz des Fremden begegnet uns aber auch in der realen Welt. Wenn ich an Situationen in der Krankenseelsorge denke, dann fallen mir ähnlich Ambivalenzgefühle angesichts bestimmter Krankheiten ein, z. B. psychiatrischer Natur: Die Begegnung mit einem Schizophreniepatienten kann zugleich faszinierend und furchterregend sein. Das macht das Fremde dieser Krankheit, ihre Unzugänglichkeit. In dem Maße, wie ich meine Angst überwinden kann, komme ich diesem Fremden als Fremdem näher.

Die Wahrnehmung der Ambivalenzen, die das Fremde in mir auslöst, lässt mich dem Fremden angemessener gegenüber treten, ohne es als solches aufzuheben.

Ein Nachsatz: Die Erfahrung, dass manchmal Begegnung mit Fremden zum Feindlichen hin schillert darf nicht dazu führen, das Fremde (und die Fremden) als potentiell „feindlich“ zu betrachten. Hier liegt eine große Gefahr. Wir vermuten oft, dass es so ist. Darin liegt die oft völlig unbegründete, irrationale, überwertige Fremdenangst begründet.

Zwar kann im Lateinischen das Wort *hostis* zugleich „Fremder“ und „Feind“ bedeuten. (Anders *hospes*, das zugleich „Fremder“ und „Gast“! bedeutet.). Aber es empfiehlt sich dringend auf den Feindbegriff in der Phänomenologie des Fremden grundsätzlich zu verzichten. Natürlich kann sich ein „Fremder“ als „Feind“ erweisen, aber ein „Bruder“ kann das schließlich auch (vgl. Waldenfels I, 45-48), das Feindwerden liegt jedoch wesentlich weder im Begriff des einen wie des anderen.

1.3. Herausforderung und Vermeidung

Das Fremde fordert zur Antwort heraus. Im Fremden begegnet uns etwas Beunruhigendes, Störendes. Es löst etwas in uns aus: eine Reaktion oder eine Antireaktion. Man kann das Fremde nicht einfach nur konstatieren, schon gar nicht ignorieren, wenn es „bei uns“ in Erscheinung tritt. Wir könnten im Blick auf das Fremde – frei nach Watzlawick - sagen: „Man kann nicht nicht reagieren.“ Aber man kann Strategien entwickeln, mit denen man sich dem Anspruch des Fremden – scheinbar – entziehen kann.

- *Verleugnung*: Ich kann so tun als berührte mich das „Fremde“ nicht: weder die absurde Tat eines Klienten noch sein extravagantes Outfit, weder der unbarmherzige Moralismus noch die krude Religiosität. Verleugnung verstärkt die Unzugänglichkeit. Das gilt auch für mich selber: die Krankheit, die ich nicht wahrhaben will, die umso mehr ihr zerstörerisches Werk tut.
- *Vereinnahmung* des Fremden oder seine Aneignung: Ich konstatiere, das Fremde ist gar nicht fremd. Im Gegenteil das Fremde ist ganz wie das Unsrige. So werden brüchige Brücken zueinander gebaut, die bei der ersten Belastung zu Bruch gehen. Manche Irritation in der Begegnung von Ost und West hängen mit solchen

Vereinnahmungen zusammen, dass man zu schnell die Gemeinsamkeiten gefeiert hat, ohne die Fremdheiten, die Irritationen wahrzunehmen und zuzulassen. (Wir Ossis haben 40 Jahre im „Anderswo“, im Unzugänglichen gelebt, das verschwindet nicht über Nacht!)

- *Stilisierung und Ästhetisierung* des Fremden: Man kann sich dem Fremden entziehen, indem man es ästhetisiert: das schöne Grauen, der schöne Tod. Es entstehen so Konstrukte, die den „Stachel des Fremden“ (Waldenfels) neutralisieren. Waldenfels bemerkt, das Fremde könne, „bei aller Bedrohung und Gefährdung, die von ihm ausgeht, ein Lebenselixier“ sein, „allerdings nur dann, wenn es nicht als solches verordnet und eingenommen wird.“ (Top., 84). Das kann sich dann bei gut gemeinten Wohltätigkeitsbasaren oder Solidaritätsveranstaltungen so darstellen, dass es für den edlen Zweck gleichsam ein paar Quoten-Fremden gibt. Waldenfels spricht von „Exotismus“ als der „sublimsten Form der Aneignung“ (ebenda).
- *Verstärkung*: Man kann sich dem Anspruch des Fremden auch dadurch entziehen, dass man seine Alterität überbetont. Indem man das Fremde zum total Fremden erklärt, gerät es außer Reichweite, geht uns nicht mehr an. Auf sehr amüsante Weise können Sie diese Methode der Fremdenvermeidung in dem französischen Film „Willkommen bei den Sch'tis“ erleben: die im Norden sind so fremd, so stupid, sprechen keine verständliche Sprache. Man kann dort nicht leben, es ist viel zu kalt. Wie viel? Um null Grad! Nein, viel kälter! Natürlich kann man da nicht hinziehen. Mit solchen fernen Orten sollte man nicht zu tun haben!

Soviel zu den Formen der Verdrängung und Vermeidung des Fremden. Sie bewirken einen Verlust an Lebensintensität, an Veränderungsimpulsen, Horizonterweiterungen. Die Herausforderungen für Seelsorge und Beratung werden sichtbar.

Zuvor sollten wir noch einen Blick auf die theologischen Implikationen unseres Themas werfen.

2. Gott in der Fremde - kleine Theologie der Fremdheit

Es gibt ein schönes Wort aus einer Homilie von Ephrem, dem Syrer (4.Jh.), das uns den Weg weist für das nächste Kapitel: „Wer Christus sucht, der gehe in die Fremde, ihn suchen. Und siehe, er wird ihn in Wahrheit finden, Gott in der Fremde.“ (zit. Feldmeier, 215) Fremdheit hat theologisch viel mit Verheißung zu tun!

2.1. Der fremde Gott

Fremdsein ist ein eminent religiöses Thema, es hängt aufs engste zusammen mit dem Grundthema aller Religion, der Begegnung von Gott und Welt, Gott und Mensch. Die Gotteserfahrung von Menschen kann man mit der phänomenologischen Beschreibung von der „Zugänglichkeit des Unzugänglichen“ ziemlich treffend umschreiben. Er kommt uns nahe und wir können uns ihm nähern, z.B. im Gottesdienst und im Gebet, und er bleibt doch der „den aller Himmel Himmel nicht fassen können“ (1 Kön 8, 27).

Die Fremdheit Gottes wird zunächst dadurch zum Ausdruck gebracht, dass man ihn nicht gleich erkennt. Der Gott des Alten Testaments ist nicht von der Art, dass man sich ein Bild von ihm machen könnte oder auch nur dürfte, um ihn sozusagen vorzuzeigen (Ex 20, 4; Jes 44, 9ff). Er ist unzugänglich und nicht handhabbar: „Fürwahr, du bist ein verborgener Gott, du Gott Israels, der Heiland“ (Jes 45, 15). Dieser Gott kann anwesend sein, ohne dass Menschen ihn gleich erkennen könnten. Gelegentlich wird Gott selbst ein „Fremdling“ genannt (Jer 14,8). Als solcher erscheint er mit zwei Begleitern in der wunderbaren

Erzählung von der Gastfreundschaft im Hain Mamre. Die Fremdlinge sind Gäste „die bleiben“, Abraham nimmt sie auf, und erst als sie wieder fort sind, erkennt er, dass Jahwe selbst bei ihm war und dass ihm nun sein Segen bleibt (Gen 18). Ähnlich ergeht es den beiden trauererfüllten Jüngern am Ostertag, zu denen sich ein unbekannter Wanderer gesellt (Luk 24). Es ist dieses Spiel von Fremdheit und Nähe, von Präsenz und Absenz, das dem Glauben Spannung und Tiefe verleihen kann. Es hat auch eine christologische Dimension, insofern Christus der ist, der von Gott her in die Welt kommt und oft nicht erkannt wird, ja nicht willkommen ist (Joh 1, 11). Nur manchmal blitzt eine Ahnung auf, wenn die Zeugen seines Lebens und Wirkens überwältigt fragen: „Wer ist der?“ (Mk 4, 41)

Die Fremdheit Gottes wird aber auch schmerzlich und empörend erfahren. Denn Gott wird nicht nur nicht erkannt. Er wird auch oft nicht leicht verstanden. Hiob oder Jeremia sind geradezu Symbolfiguren für alle, die an Gott verzweifeln, der ihnen in seinen Ratschlüssen fremd bleibt bis zur Unkenntlichkeit: „Du hast mich mit Grimm erfüllt“ klagt der Prophet (Jer. 15, 17). Und Hiob schreit dem ihm sich verbergenden, fremden Gott entgegen: „O hätte ich einen, der mich anhört“ (Hiob 31, 35). Die Unerkennbarkeit Gottes betrifft nicht nur das Unheil, das er zulässt, sondern auch das Heil, das er wunderbarerweise bewirkt: „Wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege!“ (Röm 11, 33)

Was bedeutet das Fremdsein Gottes für unseren Umgang mit Fremdheit? Es ist wichtig, die Fremdheit Gottes nicht zu stilisieren als „totale“ Fremdheit, mit der es keine Berührung gibt. Es ist ein Fremdsein in Beziehung. Gott ist nahe und er bleibt zugleich verborgen. Wir können zu ihm treten und er bleibt zugleich unzugänglich. Wir können ihm begegnen – nicht nur im Kultus, sondern auch im fremden Anderen (Mt 25, 43), aber in dem Moment, da wir ihn festhalten wollen, bricht er auf (Lk 24, 31). Wir können Gott erfahren, aber wir können auch an ihm scheitern wie an allem, das uns fremd ist. Hoffnung und der Schmerz der Fremdheit liegen nah beieinander. Das prägt unsere Gottsuche. Es hängt mit Gottes Fremdheit zusammen, dass wir ihn zugleich „fürchten“ und „lieben“ sollen und können.

2.2. Fremdling sein

Der Fremdling war in Israel besonders geschützt. In einem kleinen Land, umgeben von anderen Völkern, war es nahe liegend, dass viele „Fremde“ hindurch zogen, Arbeit suchten und sich ggf. auch niederließen. Sie blieben zumeist Fremde, wurden keine Israeliten. Der Umgang mit ihnen war ein ständig aktuelles Thema. Sie mussten besonders geschützt werden: Ex 22, 20ff. Das geschah unter ausdrücklichen Hinweis auf die eigenen Geschichte: „Ihr seid selbst Fremdlinge gewesen in Ägypten.“ So ist das Gebot der Nächstenliebe (Lev 19, 18) keineswegs nur auf die Volkgenossen beschränkt, sondern „rea“ schließt (gemäß der Auslegung des jüdischen Philosophen Hermann Cohen) den Fremden mit ein.

Auch im Neuen Testament spielen Fremdenfürsorge und Gastfreundschaft eine große Rolle (Mt. 25, 35; Röm 12, 13). Aber die Situation der frühen Gemeinde bedingt es, dass die Christen sich selbst als „Fremdlinge“ verstehen, zunächst vielleicht im soziologischen Sinne, dann aber vor allem in metaphorischer Weise: so richtet Petrus seinen Gemeindebrief an die „auserwählten Fremdlinge“ (1 Pt 1, 1.17) und der Hebräerbrief schreibt von den Vorbildern des Glaubens, die bekannten, „dass sie Fremdlinge auf Erden waren.“ (Hb 11, 13). Damit ändert sich die Perspektive: von den Fremden, mit denen wir „umgehen“ wollen, zu den Fremden, die wir sind. Diese Sichtweise verstärkt sich im frühen Christentum. Fremdheit ist nicht ein Erleiden, sondern ein dem Glauben gemäßes Verhalten. Im apokryphen Thomasevangelium heißt es: „Werdet Vorübergehende!“ (42) und einer der frühen Mönchsväter tat den Spruch:

„Es ist wertvoller, Fremdling zu sein, als Fremde aufzunehmen.“ (Abbas Jakob, Weisung der Väter. Apophthegmata Patrum, übers. Von B. Miller, Trier³1980. Spruch 395). Ein sehr nachdenklich machendes Wort, dessen Tiefe wir im Moment nur erahnen können!

Fremdlingschaft wird jetzt zu einer Metapher christlicher Existenz. Sie ist einerseits durch die Zukunftshoffnung geprägt (wir haben hier keine „bleibende Stadt“ Hb 13,14). Andererseits realisiert und radikalisiert sie den Gedanken der „Freiheit eines Christenmenschen“.

Christsein bedeutet: an keiner Stelle in der Welt (Heimat, Familie, Besitz) so fest verankert und gebunden zu sein, dass man sich daraus nicht mehr lösen kann.

Das hat Konsequenzen bis in das Gemeindeverständnis hinein. Gemeinde ist Gemeinschaft der Fremden, kein geschlossenes christlich bürgerliches Milieu. Sie ist Ort der Gastfreundschaft, offen für Alle, gerade auch für die die fremd sind. Seelsorge und Beratung sind Funktionen einer offenen Gemeinde, die die Gäste, die Fremden, die Anderen im Blick hat.

2.3. Glaube als Fremderfahrung

Glaubende sind nicht nur „Fremdlinge“, ihr Glaube gründet seinerseits auch in einer Fremderfahrung. Glauben heißt auf ein fremdes Wort (verbum alienum) hören und Antwort geben. Oft assoziieren wir mit dem Hören auf „Gottes Wort“ etwas ziemlich Normales, manchmal wenig Innovatives, kaum wirklich Fremdes. Aber wenn das Wort „lebt“, wenn die Predigt wirklich frisch ist (viva vox), dann kann sich etwas ereignen, das einer Begegnung mit Fremdem gleichkommt. Dann wird das Wort zum verbum externum, das mich trifft und das meine Antwort herausfordert.

Das unterscheidet Glaube von einer Religiosität hypostasierter Innerlichkeit. Nach dem Motto: meine Religion mache ich mir selbst! Ich denke, alle „Spiritualität“, in der nichts Unbequemes, Sperriges, Sprödes, Irritierendes oder vielleicht auch Anstößiges von „Anderswoher“ begegnet, ist mit Skepsis zu betrachten. „Lebendig, kräftig und schärfer!“ (Hb 4, 12) hieß es zum Kölner Kirchentag. Wenn die Worte glatt gebügelt, die Riten softly aufbereitet sind und die Musik nur noch wohligh wärmt, dann fehlt das Fremde ganz, und dann kann es schnell geschehen, dass echte Spiritualität sich verflüchtigt und zur Wohlfühlreligion mutiert. Die mag ihr Recht haben – ich möchte an diesem Punkt niemand verletzen! – aber allein kann sie nicht weiterhelfen. Das Thema nötigt gerade auch in diesem Punkt zur Klarheit und auch zu einer gewissen Kantigkeit.

Gott ruft aus der Fremde in die Fremde. Darin gründet die Glaubensexistenz und – theologisch gesehen – auch unsere Kompetenz für den Umgang mit dem Fremden.

3. Seelsorge und Beratung als Umgang mit dem Fremdem

3.1. Das fremde setting

Für viele, die zum ersten Mal eine Beratung in Anspruch nehmen, stellt sich dies in der Regel als eine Fremderfahrung dar. Sparsame Begrüßung, reduzierte Verbindlichkeit, angestrengte Kühle. Freundlich sitzt einem die Beraterin gegenüber. Die Situation wirkt nicht nur konstruiert, sie ist es, und es geht ja auch gar nicht anders. Da sitzt ein Ratsuchender, vielleicht fühlt er sich schwach, als Opfer, leidend, verbittert, desorientiert. Nun ist er herausgefordert, aktiv zu werden, selbstbestimmt und konzentriert: Was ist Ihre Frage? Es ist

die Stunde, um von dem zu sprechen, was einen umtreibt und müde macht, was ängstet und quält. Aber es bleibt: „Befremdung, die nicht weichen will“ (Müller-Hohagen, 123)

Sie haben das alle schon erlebt, wie in solch einer Anfangssituation manche Menschen überfordert sind, vor allem sofern sie nicht reflexionsintensiven Milieus entstammen oder eben „Fremde“ sind. Die Fremdheit des settings aktiviert die unterschwelligsten Ängste, die mitgebrachten Vorahnungen. Was wird passieren? Wird die Situation für mich beschämend werden, werde ich es aushalten, mit dem eigenen Versagen konfrontiert zu werden.

„Fremd in der Beratung“ überschreibt Jürgen Müller-Hohagen seinen Bericht aus der Erziehungsberatung. Und er fragt: „In welcher Welt leben wir eigentlich, die solches Zurückschrecken vor beraterischer Hilfe aufrechterhalten lässt?“ (123)

So ist es, es gibt wenig Raum für die Seele in unserer Alltagswelt.

Viele Menschen geraten völlig unvorbereitet in eine Beratungssituation, alles ist ihnen fremd. Diese Fremdheit birgt in sich eine große Chance. Einerseits! Nur so kann man Distanz gewinnen zu dem, was man mitbringt und was einen kaputt macht. Andererseits kann genau dieses auch sehr beunruhigend wirken und die ohnehin schon gegebene Unsicherheit verstärken. Das fremde setting setzt voraus, dass jemand auch in der Lage ist, sich dieser Fremdheit zu seinem Vorteil auszusetzen.

Dass es so ist, liegt nicht so sehr an der Psychologie oder an therapeutischen Methoden. Die überkommenen religiösen Rituale der Selbstreflexion – etwa die Beichte – befremden in noch viel stärkerem Maße.

Anders ist es vielleicht in der Krankenseelsorge, aber Fremdheit entsteht auch da. Der Besuch der Seelsorgerin ist auch etwas „fremdes“ von der Struktur her. Doch es gibt dann eben auch Patienten, die genau dieses genießen, dass da jemand „anders“ mit ihnen spricht.

Zuviel Fremdheit kann Menschen überfordern. Das Problem trifft manche, die kommen und noch mehr die, die nicht kommen. Helfen können Vernetzungen mit niedrigschwelligen Angeboten, die Kontakten zu Beratungsstellen ggf. herstellen helfen, oder auch alltagsseelsorgliche Begegnungsmöglichkeiten, die intensivere Seelsorgegespräche oder Beratungen vorbereiten können.

3.2. Der fremde Gast

Wir widmen uns jetzt der Perspektive von Seelsorgerin und Beraterin. Wie begegnen wir dem „fremden Gast“, der uns da gegenüber sitzt.

- Das erste, was der Fremde von uns fordert, ist *Aufmerksamkeit*. Was uns da von Anderswo her entgegenkommt ist jetzt wichtig. „Das Fremde ist nicht etwas, auf das unser Sagen und tun abzielt, sondern etwas, von dem dieses ausgeht.“ (Waldenfels, Topographie, 51) Das gilt auch von „dem“ Fremden. Von unserer Seite gehört zu dieser Aufmerksamkeit wirkliches Interesse, ja auch ein bisschen Neugier. Ein iranischer Medizinstudent in Leipzig, mit Berufserfahrung, fließend deutsch sprechend, klagt: „mich fragt hier niemand!“ In den Seminaren klappt die Kommunikation ausgezeichnet, aber als Mensch von einem Anderswoher, als der Fremde, der er ist, wird er nicht wahrgenommen. Aufmerksam sein heißt auch: zur rechten Zeit die rechte Frage zu stellen. Wie offen bin ich wirklich? Was ist mit meinen versteckten Ressentiments? Was will ich wirklich wissen? Wie viel Geduld habe ich, um mit meinen Diagnosen und Konzepten hinter dem Berg zu halten?
- Das zweite, was jetzt wichtig ist, nenne ich *antezipierte Akzeptanz*. Die Partner sollten von Anfang an unsere Wertschätzung spüren. Ich erinnere an den Sinn der in allen Kulturen geübten Begrüßungsrituale, mit denen menschliche Begegnungen überhaupt erst in Gang kommen: Wer du auch bist, sei mir willkommen! Schalom! Guten Tag!

Das ist die Vorgabe: Du bist mir fremd, so wie ich dir fremd bin, aber ich vertraue dir, ja ich vertraue mich dir an. Ohne diesen Vorschuss an Vertrauen gibt es keine Begegnung mit einem Fremden. Und das bedeutet: auch nicht ohne ein gewisses Maß an Risikobereitschaft. Der Vertrauensvorschuss kann ja missbraucht werden. Das ist so. Wer in der Telefonseelsorge beispielsweise arbeitet, weiß davon ein Lied zu singen. Dennoch: ohne die antezipierte Akzeptanz geht es nicht.

- Drittens erscheint es mir unverzichtbar so etwas wie einen *hermeneutischen Optimismus* mit zu bringen. Ohne den sollte man nicht beginnen. Paul Ricoeur sprach im Blick auf die Interpretation eines Textes von einer „Wette“: ich setze darauf, dass ich gewinne, wenn ich mich ihm nähere. Das bedeutet auf die Beratungs- oder Seelsorgesituation übertragen: ich setze darauf, dass ich etwas verstehen werde, dass mir in der Begegnung mit diesem Fremden etwas aufgehen wird, vielleicht gar, dass sich eine Illumination, eine Erleuchtung ereignet. Dieser Optimismus, ich könnte auch sagen „Glaube“ – unterstützt durch Erfahrungen aus früheren Beziehungen – setzt mich in die Lage, gelassen und unaufgeregt zu bleiben, und dem Fremden meine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er bewahrt mich auch davor, vorzeitig meine Diagnose-Instrumente auszupacken. Ich weiß freilich, dass ich die „Wette“ auch verlieren kann, dass der „Glaube“ enttäuscht werden kann. Das gehört dazu. Wer Fremdes verstehen will, muss einberechnen, dass er an Grenzen stößt, dass es auch Unverständnis geben kann und geben wird. Aber das nimmt dem hermeneutischen Optimismus weder Recht noch Notwendigkeit.
- Schließlich – viertens – bedarf es einer gewissen *Nüchternheit* und eines ausgeprägten *Realitätssinnes*. Es geht nicht darum, den fremden Gast zu entzaubern. Er kam als Fremder und darf als Fremder gehen. Was der Mönchsvater Isaias aus dem 4. Jh. über den fremden Gast geschrieben hat, scheint mir – weniger der Methode nach als dem Geist – dem zu entsprechen, was für Seelsorgerinnen und Berater gilt: „Wenn ein fremder Bruder sich bei dir einstellt, begrüße ihn mit froher Miene, und nimm ihm freudig das Bündel, das er trägt, mit eigener Hand ab. Beim Abschied handle entsprechend. Deine Begrüßung geschehe mit Herzlichkeit und Gottesfurcht. Hüte dich davor, ihm überflüssige Fragen zu stellen und lade ihn zum Gebet ein. Nachher, wenn er sich gesetzt hat, erkundige dich, wie es ihm gehe, mehr nicht...“ (zit. Hiltbrunner, 167) Es bleibt Fremdheit, mehr oder weniger, und doch hat sich etwas verändert. Ein Stück Vertrauen ist gewachsen. Darauf lässt sich bauen.

3.3. Die fremde Forderung

Nun wendet sich unser Blick noch einmal und richtet sich auf den Gast und seine Herausforderung zum Umgang mit dem Fremden. Ich denke, man kann das schon so als These formulieren: Umgang mit Fremdem ist fast immer ein wesentlicher Aspekt in der offenen Situation oder der Krise, deretwegen ein Mensch Seelsorge oder Beratung sucht. Worauf kommt es für diejenigen an, die unseren Rat suchen? In welcher Richtung sollten wir versuchen sie zu unterstützen:

- Zunächst geht es wieder darum, nun bei der Gesprächspartnerin die notwendige *Aufmerksamkeit für das ihr Fremde* zu wecken: die fremde Situation, das fremde Gefühl, die fremde Aufgabe, der fremde Mensch. Beratung und Seelsorge bieten gerade dafür den Raum: „Was ist für Sie jetzt so fremd.“ Am auffälligsten stellt sich diese Frage wohl im körperlichen Bereich. Wie oft werden einem Krankenseelsorger die eigenen Krankheitsverläufe erzählt und wie lange es gedauert hat, um eine Veränderung tatsächlich wahrzunehmen: den fremden Schmerz, die fremde Schwäche.

Es ist wirkliche Aufmerksamkeit nötig, die hilft, das relevante Fremde vom irrelevanten zu unterscheiden (was hypochondrischen Personen oft schwer fällt!). Es geht dann weiter um die Aufmerksamkeit für das Fremde im anderen Menschen, im Partner: bei aller Nähe und gegen die symbiotischen Ideale wird – oft erst nach Jahren – deutlich: er/ sie kommt auch aus einer anderen Welt: mit anderen Sitten, anderen Geschichten, fremder Religiosität. Das wahrzunehmen bildet die Grundlage, um damit dann auch umgehen zu können, es wo möglich als eine Bereicherung anstatt einer Infragestellung zu deuten.

- Wichtig ist dann, die *eigene Fremdheitsangst wahrzunehmen* und sie zu konkretisieren: „Was ängstigt Sie?“ Je fremder die Fremdheit, umso leichter passiert es, dass Angst und Abwehr der Aufmerksamkeit zuvorkommen, ja diese völlig verhindern. Man denke an psychisches Kranksein in der Familie, auch an Suchtkranke in unserer Umgebung. Woher rührt die Angst, welches ist ihr rationaler Kern und was ist Phantasie, Ressentiment, Produkt tradierter Angstmache? Seelsorge und Beratung sind Arbeit an den Angstphantasien, um den Blick frei zu machen für die Realität und das Mögliche.
- Des Weiteren geht es um *Antwort*, um Challenge and Response (Waldenfels). Was sagt der ungewohnte Schmerz, der fremde Blick, der leere Platz an meiner Seite, der fremde Schrei, überhaupt: das Fremde in meiner Nähe? Die unergründete Krankheit, das fremde asoziale Verhalten, das ich wahrnehme? Alles Fremde, das mich angeht, ist in irgendeiner Weise auch eine Forderung an mich. Gewöhnlich nähere ich mich all diesem Fremden mit der Frage: wie werde ich damit fertig? Wie kriege ich das in den Griff? Aber die Forderung des Fremden an mich lautet anders. Nicht ich habe zu fragen, ich bin gefragt. Die Frage kommt von dem Anderswo des Fremden her. Die Frage ist: *was kommt mir da entgegen?* Welche Botschaft will mich da erreichen? Die Beraterische Grundeinstellung, nämlich von dem Anderen her zu denken, ist auch für die Partner der Beratung von Bedeutung, wenn es um ihren Umgang mit dem Fremden geht, das ihnen begegnet.
Die Sache erinnert mich an den Schluss der Parzifal-Sage in der Interpretation von Adolf Muschg. Der gefangene König Amfortas kann nur erlöst werden, wenn einer kommt, der die erlösende Frage stellt, die ganz schlicht lautet: „was fehlt euch?“ Also darum geht es: vom Anderswoher des Fremden denken! Diese Perspektive ist wichtig. Die Frage „Was kommt da auf mich zu?“ gilt es durchzudeklinieren in den verschiedenen Fremdheitserfahrungen personaler, kultureller, religiöser Art. Die Frage nötigt auch zur Auseinandersetzung. Das Fremde steht oft dem Gewohnten und Eigenen entgegen, es ist ein Einwand gegen unsere Fixierungen. Das ist zunächst auf eine provozierende Weise heilsam, schließt aber natürlich aus, dass wir uns auch mit dem den Forderungen des Fremden auseinandersetzen müssen. Antworten bedeutet nicht, sich zu unterwerfen, aber es bedeutet den Einwand des Fremden erst einmal gelten zu lassen.
- Es geht schließlich um *Gestaltung: wie kann ich mit dem Fremden leben?*
Wir können es aufnehmen und es konstruktiv integrieren, wir können uns mit dem Fremden arrangieren, uns von ihm herausfordern lassen zu Neuansätzen, zu Modifikationen und Veränderungen. Wir können uns gegen das Fremde zur Wehr setzen, seinen Einfluss auf unser Leben begrenzen. Was wir nicht können: es dauerhaft ignorieren, es einfach in die Nichtexistenz hinweg zu befördern. Das geht nicht. Es ist Teil des Lebens.

Mit dem Fremden leben. Das könnte für den *Einzelnen* bedeuten: sich selbst begrenzen zu können, sensibel zu werden für die Bedürfnisse des Anderen und empfänglich zu werden für den menschlichen, kulturellen Reichtum des Fremden. „Wer sich zu einem bestimmten

Wesen bilden will, dem muss der Sinn geöffnet sein für Alles, was er nicht ist.“
(D.F.Schleiermacher). Das Fremde und die Begegnung mit Fremden gehört zu den
Konditionen des Menschseins.

Mit dem Fremden leben. Was könnte, sollte dies für die *Gemeinschaft bzw. die Gesellschaft*
bedeuten? Wir müssten über unser Thema hinausgehen und da noch einmal ganz neu
ansetzen: Wie muss eine Gemeinschaft aussehen, in der Fremde willkommen sind, in der sie
teilhaben können und sollen und zugleich Fremde bleiben dürfen?

Mit dem Fremden leben. Das könnte für die *christliche Gemeinde* bedeuten: Ein Ort der
Gastfreundschaft zu sein – wo die Fremden als Fremde willkommen sind, wo sie an den Tisch
gebeten werden, wo sie wahrgenommen werden und ihnen Raum gewährt wird. Ein Ort der
Gastfreundschaft – wo sie bleiben können und wo sie gehen dürfen und nicht vergessen
werden. Ein Ort der Gastfreundschaft, an dem das Worte des Weltenrichters wahr werden
kann: „Ich bin bei euch gewesen“ (Mt. 25, 35). Seelsorge und Beratung sind genau dort am
rechten Ort.

Literatur:

- Reinhard Feldmeier, Die Christen als Fremde, Tübingen 1992
Jürgen Müller-Hohagen: Fremd in der Beratung, in: Fremdheit in Beratung und Therapie.
Erziehungsberatung und Migration, Fürth 2000, 123-136
Anselm Gruen, Das Fremde in uns, Stuttgart ³2001
Hierdeis, Helmwart, Fremdheit als Ressource, Innsbruck 2005
Hiltbrunner, Otto, Gastfreundschaft in der Antike und im frühen Christentum,
Darmstadt 2005
Loycke, Almut (Hg.): Der Gast, der bleibt. Frankfurt 1992 (darin: Georg Simmel, Exkurs über
den Fremden)
Theo Sundermeier, Den Fremden verstehen. Eine praktische Hermeneutik, Göttingen 1996
Bernhard Waldenfels, Topographie des Fremden, Frankfurt 1997
Ders.: Grenzen der Normalisierung, Frankfurt 2008
Ders.: Grundmotive einer Phänomenologie des Fremden, Frankfurt 2006

Jürgen Ziemer, Leipzig
ziemer@uni-leipzig.de